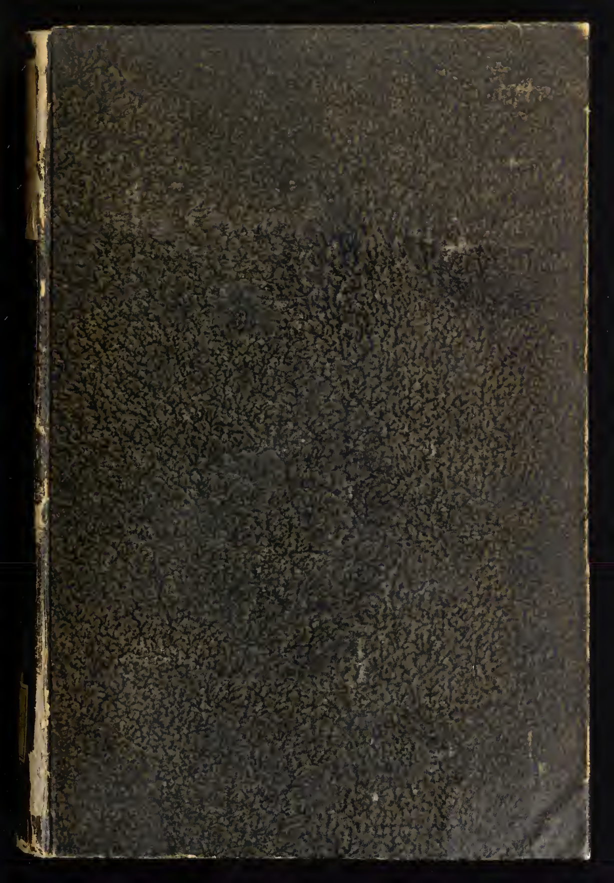
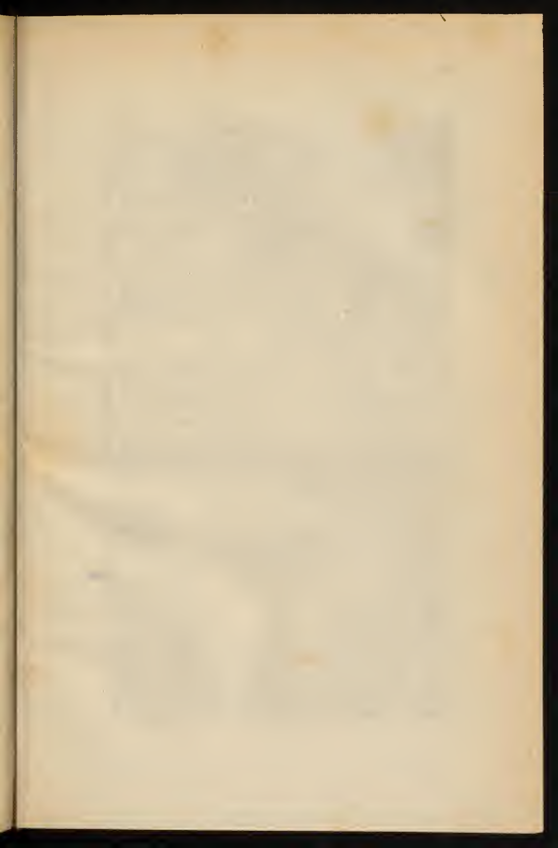


N11< 45295173 021

UB Tübingen





Reisen in Madagaskar.

Licht und Schatten in der madagassischen Mission.

(Von Dr. H. Gundert.)

Da schon ein ganzes Jahr verflossen ist, seitdem wir nicht mehr über Madagaskar berichtet haben, so ist es an der Zeit, daß wir unseren Lesern wieder einmal einen Einblick in die eigenthümlichen Zustände dieses vielgenannten, aber wenig verstandenen Missionsgebietes verschaffen. Wir beginnen unsere diesmalige Rundschau mit

1. Ikongo.

Oestlich von der großen Provinz Betsileo ist ein Landstrich gelegen, welchen man wegen seiner fast unangetasteten Wildniß den großen Wald nennt und der einen Theil des Gürtels bildet, welcher sich in der Richtung von Norden nach Süden zwischen dem centralen Hochland auf der einen und der östlichen Küstenebene auf der andern Seite dahinzieht. Der nördliche Theil dieser Waldregion ist von einem eigenen Völkchen, den Tanala, bewohnt, welche zwar einen eigenen König oder Königin haben, aber doch der Howa-Regierung unterworfen sind. Den Süden dagegen besitzt ein kriegerischer, bisher noch ganz unabhängiger Stamm, die Ikongo. Schon vor vier Jahren erhielten die Londoner Missionare in der Hauptstadt des Betsileo-Landes (Fianarantsoa) eine Einladung, hier einen Besuch zu machen, aber erst im Oktober 1874 wurde es Miss. Shaw möglich diesem Rufe zu folgen. Seine Reise hatte den Erfolg, daß seit seiner Rückkehr mit Erlaubniß des Königs Ratsiandraofana von Ikongo, zwei eingeborne Lehrer speciell für diesen Stamm ausgebildet wurden. Im Juni 1875 sollten sie auf ihr neues Arbeitsfeld eingeführt werden. Da die Ikongo großes Mißtrauen gegen alle

Fremden und einen förmlichen Haß gegen alles, was von den Howas herkommt, haben, so mußte der Missionar, welcher bei seinem ersten Besuch doch schon das Vertrauen dieser Leute gewonnen hatte, die beiden Lehrer begleiten. Auch seine Frau sowie die Weiber der eingebornen Lehrer zogen mit.

Am 11. Juni 1875 wurde in Fianarantsoa ein feierlicher Abschiedsgottesdienst gehalten. Der Hauptpastor der dortigen Gemeinde, Ratovohery, sprach über die Größe und Herrlichkeit des Missionswerks und ermahnte die beiden Lehrer sich ganz auf Gott zu verlassen, aber auch sehr vorsichtig zu sein und namentlich durch Einmischung in politische Sachen keinen Anstoß zu geben, worauf einer von ihnen antwortete: Es sei ihr einziger Wunsch, die Unwissenden zu unterweisen und Seelen zu retten. Wenn es Regierungsarbeit oder Handelsgeschäfte wären, so würden sie nicht unter ein Volk gehen, das von Jedermann gefürchtet werde. Am 14. Juni brach die kleine Karawane mit 20 Trägern nach Osten auf. Am Nachmittag kamen sie durch Imahasoabe, die Nacht darauf geriethen sie tief in die pfadlose Waldwildniß hinein. Es fieng an zu regnen. Die Reisenden blieben in den Schlinggewächsen, welche den Boden bedeckten und netzförmig von Baum zu Baum sich zogen, hängen, mußten mehrere Bäche durchwaten, über Felsen und umgestürzte Baumstämme klettern und schließlich mit viel Mühe das Unterholz abhauen, um nur ihre Zelte aufschlagen zu können. Ein Feuer anzumachen war fast unmöglich, doch gelang es endlich nach vielen vergeblichen Anstrengungen. Dazu wimmelte es von Blutegeln, welche schonungslos über die armen Wanderer herfielen und sie in beständigem Vertheidigungszustand erhielten. Tags darauf kam man nach Aviavy, der ersten Stadt des Ikongo-Landes, etwa 30 Häuser umfassend, deren Bewohner den schon bekannten Missionar mit Begeisterung empfiengen. Nicht nur viele Personen brachten ihm und den Seinigen allerlei Geschenke, sondern auch die Stadt als solche übersandte eine Ehrengabe von Reis, Hühnern und Eiern. Das Merkwürdigste aber war allen die weiße Dame mit dem ebenfalls weißen Kind; ein Wunder, welches immer wieder angestaunt werden mußte. Der alte Gouverneur war sehr liebenswürdig und fragte u. A. wiederholt, ob ein so bejahrter Mann wie er, auch noch lesen und schreiben lernen könne.

Dann gieng es weiter südlich nach Ivatofotsy, wo die Reisenden

die unwillkommene Botschaft empfiengen, daß ein Sohn des Königs gestorben sei, daher einstweilen bloß Shaw als alter Freund und Bekannter weiterreisen und in die Hauptstadt kommen dürfe, während die andern zu warten hätten. Es blieb unter solchen Umständen nichts übrig als auf den Aberglauben oder die Vorurtheile des Volkes Rücksicht zu nehmen und in Ivatofotsy zu bleiben, wo es übrigens an Beschäftigung nicht fehlte, da alles lesen lernen wollte. Einige brachten es darin auch so weit, daß sie bei der Abreise der Missionskarawane das ganze Alphabet inne hatten. Am Sonntag wurde überdies ein Gottesdienst gehalten, bei welchem der christliche Gesang seine große Anziehungskraft auf diese einfachen Leute erwies, die selbst nicht zu singen verstehen, aber jede Art von Musik leidenschaftlich lieben. Nach dem Gesang erklärte der Missionar, jetzt werde man beten und mit dem großen Gott reden. Dann wurde eine Predigt gehalten, die erste an diesem Ort. Am Nachmittag gelang es Frau Shaw mit Hilfe von Glasperlen und anderen Herrlichkeiten eine Kinderschaar um sich zu sammeln, die es sich gefallen ließ, den Spruch: „Also hat Gott die Welt geliebt“ auswendig zu lernen und eine Erklärung desselben anzuhören.

Erst nach einigen Tagen durfte man weiter nach Tananand'Ramaly ziehen, wo der König selbst schon am Morgen ganz allein ins Missionszelt kam und bis Mittag dablieb. Im Lauf der Unterhaltung versprach er ein Wohn- und Schulhaus für die Lehrer zu bauen und verlangte bloß, es dürfe vom „Beten in Emerina“ nichts gelehrt oder eingeführt werden! Am Nachmittag kam er wieder und besah sich all' die ausländischen Sachen, welche die Europäer bei sich hatten, wobei er sich als ein vollendeter Bettler zu erkennen gab. Man schenkte ihm eine leere Flasche, etwas Seife, Salz, Glasperlen und andere Kleinigkeiten, was ihn alles sehr beglückte. Uebrigens lernte man die Ikongo als wahrheitsliebend und ehrlich kennen. Obgleich eine Menge kleiner Sachen im Zelte herumlagen und beständig Eingeborne aus- und eingiengen, wurde doch nicht das Geringste gestohlen. Auch einer der madagassischen Träger wunderte sich hierüber und meinte: „die Ikongo sind keine Diebe“! Anders freilich die Betsileo.

Nach diesem vorläufigen Empfang bekam nun die Reisegesellschaft Erlaubniß nach Ambohitsivalana, der Residenz des Königs, vorzudringen, — ein nicht geringer Beweis von Vertrauen und

Wohlwollen, da diese Stadt in dem sog. tanyfady d. h. in dem Gebiet liegt, das von keinem Fremden betreten werden darf. Somit waren der Missionar und die christlichen Lehrer als eigene Leute anerkannt. Am Sonntag wurde wieder Gottesdienst gehalten. Der König besuchte ihn zwar nicht, fragte aber später diejenigen darüber aus, welche dabeigewesen waren, ließ auch die beiden Lehrer kommen und erkundigte sich nach dem „Beten". Sie lasen ihm nun einige Abschnitte aus Matth. 7, Römer 12 und Johannis 14 über das Gebet vor und machten die nöthigen Erklärungen dazu. Der König war sehr verwundert über das Gehörte und meinte, wenn das Beten heiße, dann sei ja nichts als Gutes daran. Jedenfalls zeigte es sich immer deutlicher, daß alles etwaige Mißtrauen sich nicht auf das Christenthum als solches, sondern bloß als auf die Religion der verhaßten Howas beziehe.

Tags darauf nahm Shaw Abschied. Rajoelina und Rahosea blieben nun mit ihren Frauen allein mitten unter den Heiden, nachdem der König und seine Leute versprochen hatten für ihren Unterhalt zu sorgen. Dem abziehenden Missionar schenkte Ratsiandraofana noch einen Kriegsschild, welchen er selbst im Kampf gegen Emerina gebraucht hatte, — das größte Zeichen von Achtung und Vertrauen gegen einen Fremden. Gott selbst aber wolle Sonne und Schild sein für die beiden allein zurückgebliebenen Lehrer und ihre Arbeit segnen!

2. Ibara.

Ein zweiter, ebenfalls kriegerischer und unruhiger Stamm, sind die Bara oder Ibara, welche im Süden und Westen von Betsileo wohnen und zum Theil an die Sakalawa der Westküste angrenzen, während im Osten ihre Wohnsitze bis an die der Tanala hinaufreichen. Sie sind bis jetzt ganz ohne Bildung und Christenthum gewesen und leben in Schmutz und Sinnlichkeit. Nie geht ein Bara ohne Flinte oder Spieß aus, ja so allgemein ist die Vorsicht gegenüber auflauernden Feinden, daß er sich nie beide Seiten des Gesichtes auf einmal zu waschen wagt, sondern immer ein Auge offen behält um herumzuspähen. Der Gebrauch des Geldes ist hier noch nicht bekannt, Ochsen sind der Hauptreichthum, und die Ansiedlungen haben sich noch so wenig consolidirt, daß ein Todesfall genügt, um sämmtliche Einwohner zu vertreiben und zur Gründung einer neuen

Heimat zu bewegen. Wie die Sakalawa und Ikongo, so sind auch die Bara geschworene Feinde der Howa. Schon manche Expedition ist daher von Antananarivo gegen sie ausgeschickt worden, und mancher Howa-Soldat hat sein Leben in diesen Einöden lassen müssen. Erst seit der nationalen Annahme des Christenthums von Seiten der Howas ist es in dieser Beziehung besser geworden. Im Jahre 1873 zog der Neffe des gegenwärtigen Staatsministers mit 2000 Mann und vielen Offizieren gegen die Bara; aber so sehr war es ihm um eine freundliche Auseinandersetzung mit diesem Völkchen zu thun, daß er sich auf kein Gefecht einließ, vielmehr seine Leute aufs Strengste von Plünderung und Gewaltthat abhielt und sogar eilf Weiber und Kinder zurückschickte, welche von etlichen habgierigen Howas zu Sklaven waren gemacht worden. Solch' eine Behandlung war den Bara etwas ganz Neues. Mehrere Königlein und Häuptlinge unterwarfen sich nun freiwillig der Königin und baten um ihren Schutz. Ja der Sohn des Hauptfürsten, Itsikora genannt, begab sich mit der zurückkehrenden Howa-Armee in die Hauptstadt, wo er von der Königin und dem Minister freundlichst empfangen wurde. Einige Monate später kehrte er dann ganz befriedigt zu seinem Vater und Volk zurück, voll des Lobes der Königin und all' des Guten, was er in der Hauptstadt gesehn.

Im Januar dieses Jahres nun war dieser Königssohn in Begleitung zweier Häuptlinge und mit einem Gefolge von 12 Mann abermals in Antananarivo erschienen, zum Theil in politischen Geschäften, zum Theil auch um die Sendung christlicher Lehrer in sein Land zu befördern. Gerade um die Zeit seiner Anwesenheit nämlich fand in der Hauptstadt das sog. Isan Enim Bolana, d. h. eine halbjährliche Konferenz oder Synode aller madagassischen Gemeinden Emerinas statt, welche den Zweck hat, durch gegenseitigen Gedankenaustausch und Handreichung das Wohl der einheimischen Kirche und die Ausbreitung des Evangeliums auf der ganzen Insel zu befördern. Diese Synode wurde 1868 gegründet und besteht aus den englischen Missionaren, den eingeborenen Pastoren und Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden. Die diesmalige Versammlung war die fünfzehnte dieser Art und durch den Besuch des Ibara-Fürsten wurde dieselbe zu einer eigentlichen Missionsversammlung. Die Märtyrerkirche in Ambatonakanga war ganz angefüllt von den Abgeordneten aller Gemeinden, über 2000 Personen

hatten sich eingefunden. Miss. Richardson leitete die Versammlung ein mit einer zündenden Ansprache. Dann wurden der Reihe nach drei Referate vorgelesen: 1) Ueber die Wünschbarkeit systematischer Hausbesuche, um die Leute zum Kirchengehen anzuhalten, wobei vorgeschlagen wurde, daß die Pastoren und Diakonen sammt ihren Frauen zu Besuchern eingesetzt, die Gemeinden zu diesem Zweck in mehrere Abtheilungen gegliedert und in den Häusern hie und da Versammlungen gehalten werden möchten. 2) Ueber den Wandel eines wahren Christen. 3) Ueber die Ränke und Schliche, welcher manche sich beim Heirathen schuldig machen. Der zweite Vortrag wurde vom eingeb. Pastor Rabe gehalten und fand solchen Anklang, daß beschlossen wurde, derselbe solle in allen Kirchen vorgelesen werden. Das dritte Referat, ebenfalls von einem Eingeborenen (Andrianaivoravelona) vorgetragen, rief eine lebhafte Debatte hervor, da es tief einschnitt in manche noch ganz heidnische Unsitten der madagassischen Namenchristen.

Nach diesen Verhandlungen wurde der junge Ibara-Fürst mit seinen Begleitern der Versammlung vorgestellt und vom Vorsitzenden mit einer Ansprache und Handschlag begrüßt. Auf diese Rede, welche ihm Aussicht auf Gründung einer Mission unter den Baras eröffnete, antwortete Itsikora einfach: „Das ist alles sehr wahr und schön was ihr sagt; aber zeigct uns die Lehrer, welche zu uns kommen sollen, und das wird uns am besten gefallen". Nun waren wirklich zwei eingeborene Lehrer vorhanden, die man aber eigentlich für Tanosy südlich von Ibara bestimmt hatte. Sie wurden gefragt, ob sie bereit wären, statt dessen mit Itsikora zu ziehen. Da die beiden Länder aneinander grenzen, Itsikoras Vater ein mächtiger Fürst ist und sein Volk gegenwärtig in Frieden lebt, so hatten sie nichts gegen diese veränderte Bestimmung, welche somit zum Beschluß erhoben wurde.

Am 25. Jan. kam man in Folge dessen in der Ampamarinana-Kirche zu einer Art Missionsfest zusammen. Ravoninahitriniarivo, jener Neffe des Ministers, welcher die letzte Expedition nach Ibara geleitet hatte, gab zuerst eine Beschreibung der Leute jener Gegend, und zwar in sehr schwarzen Farben. Mehr als einmal wies er dabei auf die anwesenden Bara hin und sagte, durch ihren Aufenthalt in der Hauptstadt seien dieselben schon so verändert worden, daß man sie nicht als eigentliche Repräsentanten ihrer wilden Lands-

leute ansehen könne. Dann hielten die zwei Lehrer kurze Ansprachen und empfahlen sich der Fürbitte der Christen, worauf Andriambelo und Richardson ihnen allerlei gute Ermahnungen gaben und endlich auch Itsikora eine Rede hielt, die aber von den Anwesenden kaum verstanden werden konnte, ein Beweis, daß die Missionare aus Emerina bei den Bara erst eine neue Sprache würden zu lernen haben. Dann wurde Rechnung über den Stand der Missionskasse abgelegt. 391 Dollar waren seit zwei Jahren hauptsächlich durch Opfer an Communionsonntagen eingekommen, 370 bereits ausgegeben für die Ausrüstung der beiden Lehrer u. s. w. Der Aeltere von diesen ist verheirathet und nimmt auch sein Kindlein mit sich. Die Pastoren der Hauptstadt hatten sich erboten, während der Abwesenheit der Eltern dasselbe ganz zu versorgen, die Mutter konnte sich aber von ihrem Liebling nicht trennen.

Ehe es übrigens zur Abreise kam, wurden die Bara-Gäste sammt den beiden Missionaren noch in den Palast beschieden und am 27. Jan. dort feierlich vom Minister empfangen. Auch die Pastoren der Hauptstadt und aus Rainidimy, sowie der Gouverneur von Modongy, der Howa Militärstation auf der Grenze von Ibara, waren anwesend. Zuerst lobte der Minister den jungen Itsikora dafür, daß er Wort gehalten und wieder gekommen sei, auch wiederholt um Lehrer gebeten habe, übergab ihm dann gewissermaßen die beiden Lehrer Rainisoamanana (der auch etwas von der Medicin versteht) und Rainiamboazosy als von der Königin, von ihm selber und von den Gemeinden gesandt, und fügte folgende Ermahnung hinzu: „Seid fleißig zu lernen, denn wir selbst waren einst so unwissend wie ihr und Götzendiener; als aber das Wort Gottes kam, lernten wir erst unsern Irrthum erkennen und gaben die Götzen auf, ja warfen sie weg; denn das Wort Gottes allein ist die wahre Weisheit und der Dienst Jesu Christi ist das Allerbeste, was es überhaupt gibt. So seht denn auf diese zwei Männer, welche wir jetzt euch mitgeben, seid fleißig zu lernen und sorget ordentlich für dieselben, so wird es euch gewißlich wohlergehn, wenn ihr aber sie schlecht behandeln, gleichgültig sein, ja gar ihnen etwas zu Leide thun würdet, so verlasset euch darauf, daß ich euch bestrafen werde. Doch ich habe volles Vertrauen zu euch, daß ihr alles recht machen werdet.“ Einer der Häuptlinge erklärte hierauf, „kein menschliches Wesen soll sie tödten; wenn jemand sie angreift, so soll er es mit

uns zu thun haben. Sie sollen keinen Hunger schmecken, denn unsere Nahrung soll ihre Nahrung sein". Ebenso versprach auch Itsikora alles Gute. Der Minister nahm entzückt einen Goldring vom Finger und steckte ihn Itsikora an die Hand mit den Worten: „Siehe diesen Ring, welchen ich dir anlege, Itsikora, gebe ich dir als ein Andenken, dich daran zu erinnern, daß du auf diese zwei Lehrer Acht haben sollst, denn sie sind unsere Sendboten." Auf dem Ringe war die Stelle Jes. 3, 10.11 eingegraben, Worte, die der Minister den Bara vorlesen ließ. Dann erhielten beide Lehrer ein Staatspapier mit königlicher Unterschrift und Siegel, wodurch sie förmlich zu Predigern eingesetzt und für ihr geistliches Amt von Staatswegen autorisirt wurden. Natürlich mußten sie darauf die üblichen Geschenke (Hasina) für Ihre Majestät die Königin überreichen, wie vorher die Bara gethan hatten. Endlich ergriff noch Ramaka, der Pastor von Andohalo das Wort: „Wir danken Gott, daß hier im Palaste der Königin die Worte unseres Heilandes ausgeführt werden: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker; und wir danken der Königin sowie dem Minister, denn was sie jetzt gethan haben, ist über alle Beschreibung gut". Darauf gieng der Minister ins Nebenzimmer zur Königin, welche gleich darauf selbst in die Thüre trat, freundlich grüßte und den Anwesenden ihren Segen ertheilte. Sie gab auch drei Lambas für Itsikora, und je zwei Lambas und einen rothen Hut für die beiden Häuptlinge, den Lehrern je drei Lambas, allen übrigen Fremden je ein Lamba und 20 Dollar Wegkost für alle zusammen, mit den Worten: „Dies ist von mir und von der Kirche". Zu den anwesenden Pastoren gewandt fügte sie dem noch bei: „Wir alle, die Kirche Anati Rova (wahrscheinlich die Hofkirche) und alle Kirchen in Emerina sind vereinigt in diesem Werk der Aussendung von Missionaren".

Man kann hienach sagen, daß es jetzt eine einheimische Missionsgesellschaft in Madagaskar gibt und daß die Königin mit ihrem Gemahl, dem Staatsminister, an der Spitze derselben stehen. Jedenfalls haben nun nicht bloß die Ikongo, sondern auch die Bara ihre ersten christlichen Lehrer erhalten. Rainisoamanana und Rainiamboazofy werden als ruhige, ausdauernde Männer, wenn auch nicht von hervorragender Begabung, so doch von erprobter Treue geschildert. Der Eine von ihnen hat auch einige medizinische Kennt-

nisse und wird sich hiedurch den unwissenden Bara wohl doppelt nützlich machen.

3. Sakalawa.

Die Sakalawa, welche etwa eine halbe Million stark sind und ihre Wohnsitze im Westen und Nordwesten der Insel haben, bilden einen der drei Hauptstämme von Madagaskar, sind unter sich aber wieder in zahlreiche, einander zum Theil befehdende Unterabtheilungen gespalten. Das Christenthum, als von den gehaßten Howa eingeführt, hat bei ihnen noch wenig Anklang gefunden. Die Norweger, welche sich muthig zu Schiff ins Herz der Sakalawa, nach Tullear, gewagt hatten, mußten sich wegen der Unerträglichkeit ihrer dortigen Lage nach den nächsten Hafenplätzen, Morendawa und Manja zurückziehen. Von Emerina aus ist für die Sakalawa nur in Mojanga etwas Rechtes geschehen. Einem Reisebericht des Quäkers Sewell, welcher im vorigen Jahr mit dem Londoner Miss. Pickersgill diese Leute aufgesucht hat, entnehmen wir folgende Notizen:

„Antsiroamandidy, eine für Madagaskar ansehnliche Stadt von 150—200 Häusern, war uns eine unerwartete Ueberraschung. Wir fanden dort eine Kirche sammt Sängern und Sängerinnen; der Sekretär des Gouverneurs fungirte als Gemeindevorsteher und viele genossen monatlich das heil. Abendmahl. Die Unwissenheit der Leute war fast unglaublich, und nur zu deutliche Anzeichen verriethen einen beklagenswerthen sittlichen Zustand. Etliche wenige konnten mühsam lesen, selbst jener Gemeindevorsteher war nicht im Stande, auch nur eine einzige Frage über den Herrn Jesum zu beantworten, wußte nichts von dessen Tod und noch weniger von der Bedeutung des Abendmahls, das er doch so häufig auszutheilen pflegte. Wir hielten nun sowohl am Morgen als auch am Nachmittag zahlreich besuchte Versammlungen und veranlaßten viele zum Kaufe von Lese- und Gesangbüchern, ermunterten auch den Gouverneur zur Errichtung einer Schule. So streuten wir einige Samenkörner aus; dieselben zu begießen aber ist niemand da!

„Auf steilem Pfade gieng es nun in die Ebene von Ankawandra hinab. Howa und Sakalawa leben hier in gutem Einvernehmen bei einander. In Miadanariwo fanden wir eine geräumige Kirche, die kaum ausreichte für alle, welche sich zu unsern Vorträgen

drängten. Etliche konnten lesen, vom eigentlichen Kern des Evangeliums aber hatte niemand eine Ahnung. Ein ältlicher Mann, der die Gottesdienste hält, war nicht ganz so unwissend wie sein ebenerwähnter College, schien auch ein sanfter freundlicher Mann zu sein, betrachtete aber offenbar seine kirchlichen Funktionen nur als einen Theil seines der Regierung zu leistenden Dienstes, ohne mit dem Herzen irgendwie dabei zu sein. Ein kurzer Aufenthalt genügte an diesem Ort uns zu zeigen, welch' ein Fluch durch die Trunksucht auf demselben lastet. Die uns vom Gouverneur zur Verfügung gestellten Leute kamen halb berauscht zu uns, und überhaupt thut er nichts den Branntweinverkauf zu beschränken. Sowohl in den Versammlungen als auch gegenüber von den Beamten, welche wir sahen, sprachen wir uns unumwunden über diesen Schandfleck aus. Erfreulich dagegen war es zu sehen, wie freundlich der Sakalawa-Häuptling hier vom Howa-Gouverneur behandelt wurde."

„Ganz anders stand es in diesem Punkt in Andranonandriana, einer etwas nördlich gelegenen Militärstation, wo sich mehr Leben und mehr Erkenntniß, aber auch noch größere Trunksucht fand. Namentlich schien der Sakalawa-Häuptling durch dieses Laster ganz heruntergekommen zu sein." Dann wandten sich die Reisenden südwärts und kamen in das erste Sakalawa-Dorf, das unabhängig von den Howa und somit noch ganz heidnisch war. „Die Einwohner erlaubten uns, unsere Zelte hart beim Dorfe aufzuschlagen, obgleich unser Besuch ihnen offenbar nicht sonderlich zu gefallen schien. Sie entschuldigten sich uns keine Geschenke bringen zu können, da wir so unerwartet und spät angekommen seien. Wir dankten ihnen und baten nur um Wasser, das uns die Frauen denn auch bereitwillig herbeitrugen. Während nun unsere Leute ihr Abendessen kochten, begannen die wenigen im Dorfe anwesenden Männer eine Art Kriegsgesang. Deutlich hörten wir davon freilich nur den Schlußreim, aber diesen weiß ich mit nichts zu vergleichen als mit dem lauten Grunzen eines Schweines. Mit Flinten und Speeren bewaffnet kamen sie uns nun ganz auf den Leib gerückt, dann thaten sie wieder, wie wenn sie ein benachbartes Dorf angreifen wollten. Eben hatten unsere Leute ihre Mahlzeit beendigt und warteten auf die gemeinsame Abendandacht, als die Sakalawa sich uns wieder näherten. Wir giengen auf sie zu und fragten, ob sie jetzt nicht auch uns singen hören wollten, nachdem wir ihr Lied gehört. Sie

waren bereit dazu und blieben beim Zelte stehen, sangen aber selbst fort und schwangen ihre Waffen in einer unsere Leute ziemlich beunruhigenden Weise. Indessen versammelten diese sich doch außerhalb des Zeltes und ihnen gegenüber ließen sich auf unsere Bitte die Sakalawa nieder. Nun sangen wir auf madagassisch das schöne Lied: „Jesu, frommer Menschenheerden", dann betete einer unserer Begleiter herzlich für Howa und für Sakalawa. Unvergeßlich wird uns diese Scene bleiben, da wir unter dem sternbesäeten Himmel lagernd sehnlich verlangten, daß auch diese wilden Menschen einst unter dem Stecken und Stab des guten Hirten Friede und Freude finden möchten. Nachdem wir geendet hatten, forderte einer unserer Leute die Sakalawa auf mit ihrem Gesang fortzufahren, sie aber sagten: „Nicht, nachdem wir zusammen gebetet haben" und verließen uns augenblicklich.

„Am nächsten Morgen stellte sich's heraus, daß die Männer sehr erbittert waren, weil ihnen einen Monat zuvor, während sie auf der Jagd waren, etliche Howa 300 Stück Vieh gestohlen hatten. In der nächsten Howa-Stadt hatte man ihren Klagen kein Gehör geschenkt und sicherlich wäre es unsern Leuten schlimm gegangen, wenn nicht die Begleitung der Europäer sie vor Gewaltthat geschützt hätte. Der Schlußreim ihres Gesanges hatte, wie wir nun erfuhren, den Sinn gehabt: „Sie fürchten uns; ja, ja sie fürchten uns, wir bleiben nicht Freunde". Wir begriffen jetzt die Aengstlichkeit unsrer Leute und waren dankbar, daß wir wenigstens unbefangen gezeigt hatten, wie furchtlos wir waren.

Die letzte Stadt, in welche die Missionare auf dieser Reise kamen, war Imanandaza. „Nach der gewöhnlichen Anmeldungs- und Wartezeit vor dem Stadtthor führte man uns in das zu unsrer Aufnahme bestimmte Haus. Es war klein und schmutzig, hatte aber zwei Zimmer. In dem größeren hatte man toaka (Schnaps) gebraut und es stank noch entsetzlich darnach. Uebrigens wurden wir herzlich willkommen geheißen vom Gouverneur und seinem Gefolge, Männern und Frauen. Sein Sohn ist die leitende Persönlichkeit in der Gemeinde, und es war mir eine große Enttäuschung zu hören, daß er einige Wochen vorher in die Hauptstadt hatte gehen müssen. Ich hatte seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit rühmen hören und mich auf seine Bekanntschaft gefreut, da ich seinen Einfluß gut verwerthen zu können hoffte. Wir fanden, daß hier dasselbe

freundschaftliche Verhältniß zwischen Howa und Sakalawa bestand, wie in Ankawandra. Der Häuptling der letzteren ist ein anständiger, wohlmeinender Mann, hält auch zuweilen das Gebet in der Kirche und versucht seine Familienglieder zum Lesenlernen zu bewegen. Am Sonntag früh hatten wir eine sehr volle Kirche und Nachmittags eine beinahe volle. Unser eingeborner Gehilfe predigte sehr kräftig und gut gegen das toaka-Trinken. Es war leicht zu sehen, daß in dieser Stadt viel Branntwein fabrizirt und getrunken wird, obgleich uns kein Betrunkener vorkam außer leider Einer von unseren eigenen Leuten! Sehr wenige konnten hier lesen. Dienstag Vormittag brachte ich damit zu, zu zeigen, wie man eine Schule hält und selbst eine Bibellektion zu geben. Pickersgill beschäftigte sich viel mit den Kranken, die ihn stark in Anspruch nahmen. Viele Soldaten litten am Fieber, das in diesen Niederungen herrscht; die meisten der Hilfesuchenden beiderlei Geschlechts hatten sich aber ihre Krankheiten durch Ausschweifung zugezogen. Am Nachmittag hatten wir eine Versammlung in der Kirche und Pickersgill predigte darüber, daß es viel besser und leichter sei dem Kranksein vorzubeugen, als es zu kuriren. In die Hauptstadt zurückgekehrt, hatte ich Gelegenheit den Sohn jenes Gouverneurs kennen zu lernen. Er ist ein sehr verständiger junger Mann und interessirt sich besonders auch für die Sakalawa. Seine Bildung verdankt er seinem eigenen Eifer."

Den Gesammteindruck dieser Reise fassen die beiden Missionare trotz alles Niederschlagenden doch in die Worte zusammen: „Die Thür ist offen für das Evangelium auch unter den Sakalawa." Das gilt freilich nur von dem Theil des Sakalawa-Landes, welches doch schon mehr oder weniger dem Howa-Regiment unterworfen ist. Da, wo dieser wilde Stamm noch seine volle Unabhängigkeit bewahrt hat wie im Süden, da kann von einer ruhigen Missionsarbeit nicht die Rede sein. Sowohl die Katholiken als auch die norwegischen Brüder haben das bei ihren Versuchen in Tullear festen Fuß zu fassen nur allzu schmerzlich erfahren müssen. Diebstahl, Räuberei, Steifbettel, Sklavenhandel, das sind noch immer die Hauptbeschäftigungen der freien Sakalawa. Man kann daher nur wünschen, daß auch sie bald unter die dem Christenthum und der Civilisation doch wenigstens äußerlich Vorschub leistende Howa-Regierung zu stehen kommen möchten.

4. Vonizongo.

Ein viel erfreulicheres Bild bietet die Mission in dem nordwestlich von der Hauptstadt gelegenen Vonizongo-Distrikt dar, der von einem aufgeweckten strebsamen Völklein bewohnt ist, das früher auch viele unabhängige Häuptlinge hatte, jetzt aber von Howa-Gouverneuren regiert wird. Obgleich hier früher das Zauberei- und Götzenwesen sehr im Schwange gieng, hat doch das Christenthum schon namhafte Fortschritte gemacht. Der südliche Theil dieses Distriktes steht unter Miss. Matthews, der westliche mit etwa 30 Gemeinden unter Miss. Stribling, aus dessen letztem Bericht hervorgeht, daß die Leutlein es sich doch angelegen sein lassen voranzukommen. So haben sie neuerdings 8 Kapellen ganz umgebaut, d. h. an Stelle der früheren Lehmhütten ordentliche Gebäude aus sonnegetrockneten Backsteinen errichtet. Das nöthige Geld haben sie zum größten Theil selbst und nach ihrer eigenen Kollekte-Methode zusammengebracht; der das Fehlende ergänzende Beitrag der Missionsgesellschaft wurde immer erst gegeben, wenn das betreffende Kirchlein schon unter Dach war. Noch erfreulicher ist, daß viele Leute lesen gelernt haben, während andere nach Absolvirung des ersten Katechismus zu einem höheren Lehrbuch vorgeschritten sind. Andere dagegen waren so nachlässig und träge, daß die Gemeinden den Beschluß faßten, alle, welche beim nächsten Besuch des Missionars nicht lesen können und auch im Laufe von drei Monaten danach es nicht lernen würden, sollen von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden, bis sie das Versäumte nachgeholt. Natürlich sind die Alten hievon ausgenommen, von welchen übrigens einige fast schon Erblindete mit rührendem Eifer es sich angelegen sein ließen Sprüche und Lieder auswendig zu lernen. Uebrigens ist jedem lesenden Gemeindemitglied die Verpflichtung auferlegt, jemand anders im Lesen zu unterrichten und wird über die Einhaltung dieser Ordnung Buch geführt. Viele wunderten sich, daß der Missionar ihre Namen noch im Register hatte, trotzdem daß er inzwischen in England gewesen und über das Meer gefahren war.

Ueberdies hat jedes Gemeindemitglied zwei Heiden ins Auge gefaßt, um sie zum Besuch der Kirche anzuhalten und überhaupt fürs Christenthum zu gewinnen. Sämmtliche Gemeinden haben bereits eine Ordnung für die systematische Ausführung von Haus-

besuchen angenommen, wie sie auf der vorerwähnten Konferenz in Antananarivo vorgeschlagen wurde. Waisen und Witwen, Kranke und Sterbende sind dabei besonders berücksichtigt. Auch die Eltern dazu zu bewegen, daß sie ihre Kinder regelmäßig in die Schule schicken, ist ein Hauptzweck dieser Hausbesuche. Zur Beförderung der Opferwilligkeit wurde in einer großen Gemeindeversammlung beschlossen, daß nach der Ermahnung des Apostels 1 Cor. 16, 2 allsonntäglich jedes Glied wenigstens zwei Pfennig in die Büchse legen solle. Ein eifriger Pastor schlug sogar vor, jeder Geber solle seinen Beitrag in ein Papier einwickeln und auf dieses seinen Namen schreiben, damit später kontrollirt werden könne, ob und wie viel ein Jeder gegeben! Das war aber doch zu viel verlangt und der Vorschlag fiel durch. Dagegen wurde für jede Gemeinde ein Schreiber nebst zwei Kassieren aufgestellt zur Regelung dieser Angelegenheiten. Das Geld soll dann zur Besoldung der Lehrer, zum Bau von Kapellen, für Arme u. s. w. verwandt werden. Bereits wird von 25 Gemeinden ein Theil der Besoldung des Dorfschullehrers bezahlt. Vom Jan. 1874 an hat sich an einem Ort die Zahl der Schüler von 30 bis auf 130 gehoben. Es wird auch von Zeit zu Zeit öffentlich bekannt gemacht, wieviel Schüler in jeder Schule sind und wieviel die betreffende Gemeinde für Schulzwecke beisteuert. Das regt an und beschämt. Aber an Lehrern fehlt es sehr. Noch mehr freilich an Predigern und Pastoren. Um der größten Noth einigermaßen abzuhelfen, hat daher Miss. Stribling den Versuch gemacht, an den drei letzten Tagen der Woche immer eine Zahl strebsamer junger Leute zum Unterricht zu versammeln. Schreiben, Rechnen, Grammatik, Geographie, Singen, Studium der vier Evangelien nach einem madagassischen Handbuch, praktische Theologie und Bibelerklärung — das ist das ganze Programm. Am Dienstag werden die Dorfschulen examinirt, am Mittwoch einige junge Leute unterrichtet, die Lehrer werden wollen — natürlich nach einem noch viel einfacheren Studienplan als dem oben angeführten. Frau Stribling thut auch was sie kann, hält Versammlungen mit Frauen und Kindern und gibt Singstunden. Der Montag ist fast ausschließlich den zahlreich herbeiströmenden Kranken gewidmet. Für jede Medicingabe muß eine Kleinigkeit bezahlt werden. Zur eigentlichen Missionsarbeit in den entferntern Ortschaften ist ein eingeborner Prediger mit einem Gehilfen angestellt, auch ein Kolporteur reist

herum und bietet überall die christlichen Bücher zum Verkauf an. Bei vielen Leuten stoßen diese Reise-Arbeiter noch auf schreckliches Elend, das theilweise durch das Laster des Trinkens herbeigeführt ist; hie und da begegnen sie sogar Personen, welche auch nicht einen Fetzen von Kleidung auf dem Leibe haben. Daß bei solchen Zuständen noch unendlich viel zu thun ist, bis das Land ein christliches genannt werden kann, leuchtet von selbst ein.

5. Howa.

Aber bei den Howa in der Hauptstadt und in der Provinz Emerina sieht es doch ganz anders aus? Ach ja, es geht hier wohl feiner und dem äußeren Anschein nach christlicher zu, aber im Grunde doch nicht wesentlich besser. Gerade aus Antananarivo schreibt eine zur Mission des anglikanischen Bischofs gehörige Lehrerin, Fräul. Lawrence: „Diejenigen machen sich eine ganz falsche Vorstellung von Madagaskar, welche sich einbilden, es sei ein christliches Land. Ich muß sagen, die wahren Christen sind wenige, denn die Unsittlichkeit ist so groß, daß man sie nicht beschreiben kann. Sicherlich wird dieselbe durch das herrschende Sklavensystem gefördert. Männliche und weibliche Sklaven werden zusammengetrieben wie das liebe Vieh und im öffentlichen Markt an den Meistbietenden verkauft. Erst letzte Woche schickte ein Herr nach einem kleinen Schulmädchen, um sie auf dem Markte verkaufen zu lassen. Die Mutter dieses Kindes war schon früher verkauft und in einen entlegenen Theil der Insel geschickt worden; man hatte später nie mehr etwas von ihr gehört. Die Sklavenkinder sind sehr arm und fast ganz nackt. Aber auch manche andrians oder Adelige sind bettelarm, dabei aber so stolz, daß sie nicht einmal beim Kirchengehn ihre Bibel und Gesangbuch selbst tragen wollen! In der Mädchenschule sind etwa 130 Schülerinnen von allen Standes- und Altersklassen, Prinzessinnen und Sklavinnen, alte Weiber und kleine Kinder. Die Vornehmen treten sehr großartig auf und lassen sich von Sklaven in die Schule begleiten, deren Pflicht es ist ihrem leisesten Winke zu gehorchen, da sie selbst nicht die geringste Arbeit thun, nicht einmal eine Nadel einfädeln oder einen Fingerhut aufheben dürfen!"

„Die Gebräuche der Madagassen sind recht wunderlich. Sie essen die Larve des Seidenwurms, Heuschrecken, kleine Stachelfische und alles mögliche Unappetitliche. Zum Neujahr haben sie sonder-

bare Feierlichkeiten z. B. die Wasserreinigung: Alle sitzen in einem Zimmer im Kreise herum; in der Mitte steht ein Teller mit heißem Wasser; der Hausherr kommt heraus, schlägt jeden Einzelnen und gießt Wasser auf den Kopf. Dann soll Jeder um seine verstorbenen Vorfahren weinen! Am zweiten Tage wird die Friedensmahlzeit gehalten: Eine Platte Reis wird gekocht und in einem großen Blatt auf den Boden gesetzt und mit Honig begossen. Jeder Anwesende bekommt einen Löffel, ebenfalls aus einem Blatt bestehend; ehe man ißt, betet jeder um einen Segen auf sein Essen. Diese Speise essen heißt soviel als ewige Freundschaft schwören. Dann kommt die Reinigung durch Feuer. Hier macht die Königin den Anfang. Zuerst badet sie sich, tritt dann in die Veranda ihres Palastes, eine brennende Fackel in der Hand, und augenblicklich werden in der ganzen Stadt und auf den umliegenden Höhen Tausende von Lichtern angezündet. Es besteht ein Gesetz, daß alle Häuser an diesem Tage gewaschen werden müssen; bei manchen ist das aber auch das einzige Mal im ganzen Jahr".

Eigenthümlich, aber nicht ganz durchschaubar, ist die Stellung, welche die Regierung den kirchlichen Fragen gegenüber einnimmt. Schon 1874 kam es vor, daß zehn Zöglinge des Londoner Predigerseminars in Antananarivo pötzlich ohne Rücksprache mit ihren Lehrern, zu Regierungsvorständen in zehn Hauptstädten Emerinas ernannt wurden. Bei der oben beschriebenen Aussendung der beiden Lehrer zu den Bara sahen wir auch, daß die Regierung dieselben mit einem Diplom ausstattete und gleichsam als von ihr abgesandt betrachtete. Bedenkt man freilich, daß alle Unterthanen der Königin zu gewissen Lehns- und Frohndiensten verpflichtet sind, also nicht ihren Lehrern oder Erziehern, sondern der Regierung gehören, so kann man eine solche Handlungsweise schon begreifen. Aber der Einfluß der Missionare und die freie christliche Wirksamkeit der eingebornen Gehilfen sind durch solche rücksichtslose Maßregeln eben doch empfindlich beschränkt. Ja, es scheint in den Regierungskreisen eine förmliche Mißstimmung gegen die europäischen, namentlich die protestantischen Missionare aufgekommen zu sein. Ein Grund hiefür ist darin zu suchen, daß in neuerer Zeit die Missionare mehr als früher gegen das trotz aller Gesetze immer noch im Schwang gehende Unwesen des Sklavenhandels aufgetreten sind. Namentlich hat es die Regierung gekränkt, daß Miss. Sewell

in England öffentlich von der madagassischen Sklaverei gesprochen, daß ferner der Buchdrucker Kingdom in einem Traktat „Madagassen und Afrikaner" sowie in einer in Mauritius erscheinenden Zeitung ein Verdammungsurtheil namentlich gegen das Einschmuggeln afrikanischer Sklaven nach Madagaskar gefällt und daß Miss. Houlder in einer Lektion zu sagen gewagt, die Sklaverei sei ein Fluch für das ganze Land! Dazu kommt, daß seit etwa einem Jahre etliche Engländer ohne specielle Erlaubniß eine „Madagassische Gazette" herauszugeben angefangen haben, in welcher zwar sehr milde, aber doch deutlich genug, allerlei Mißstände besprochen werden.

Ein weiterer Skandal ist der Verdacht des Ministers gegen Dr. Davidson, als habe dieser ihn vergiften wollen, und die Anstellung des scheint's mit seiner Gesellschaft zerfallenen Missionsarztes Parker zum Hofchirurgen. Sehr beklagenswerth ist ferner eine Art Revolution der eingebornen Predigerseminaristen gegen den obengenannten Miss. Houlder, welche zur Schließung dieser doch so wichtigen Erziehungsanstalt geführt hat. Offenbar fängt die Regierung an das hellere Licht zu scheuen, welches durch höhere christliche Bildung im Lande verbreitet werden und allerlei vererbte Schäden, wie die Sklaverei, die despotische Regierungsweise u. dgl. bekämpfen könnte. Miss. Dahle äußerte schon: „Das Christenthum selbst mit seinen ernsten Forderungen ist wohl der madagassischen Regierung noch nicht (!) so nahe auf den Leib gerückt, daß dessen Kraft Aergerniß zu bringen bis jetzt eigentlichen Widerstand hervorgerufen hätte. Darum hat aber doch der Fürst der Finsterniß seine Hand in allen diesen Vorgängen, und die Drohung ist schon ausgestoßen worden, „man werde plötzlich etwas thun, das die Europäer einschüchtern werde"!

Zu dem allen kommt nun, daß, wie anderswo, auch in Madagaskar das Christenthum nicht als eine geschlossene Macht auftritt, sondern in Gestalt verschiedener, einander bekämpfender Parteien an die Heiden herankommt. Schon das ist zu beklagen, daß die drei protestantischen Missionen, welche auf der Insel arbeiten, nämlich die Londoner, die Norwegische und Anglikanisch-bischöfliche zum Theil mit einander zerfallen sind, obgleich andererseits aus dieser Rivalität und gegenseitigen Kontrolle doch auch manch' Gutes hervorgeht. Viel schlimmer aber ist die gehässige und unchristliche Opposition, welche überall von der römisch-katholischen Mission

gegen das Bibel-Christenthum erhoben wird, zumal da die schlauen Vertreter derselben es verstanden haben, sich durch allerlei Mittel auch in die Hofgunst einzuschleichen und einzuschmeicheln, während ihr pomphafter Gottes- oder Götzendienst die kindischen Madagassen natürlich mehr anspricht als Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit.

Ein Sohn des ersten Ministers ist sogar in einem Jesuiten-kollegium in Frankreich erzogen worden und jetzt als eifriger Katholik in sein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er auch den Papst besucht, ihm ein seidenes Lamba verehrt und seinen Segen empfangen hatte. Und liest man vollends, was katholische Blätter über die Ankunft des ersten römischen Bischofs, Msgr. Delannoy von Bourbon, in Madagaskar, seinem Einzug in Antananarivo und der ersten öffentlichen Messe auf einem alten heiligen Platze der Hauptstadt berichten, so sieht es fast aus, als sollte oder wollte ganz Madagaskar auf einmal katholisch werden! P. Lacombe z. B. schreibt (zunächst freilich mit Beziehung auf die Provinz Betsileo): „Der jetzige Zeitpunkt ist der Verbreitung der reinen katholischen Lehre ungemein günstig. Schicken Sie uns Mitarbeiter, so bald als möglich! Es gilt hier nicht eine vereinzelte Missionsstation, sondern ein ganzes Land, das uns die besten Gesinnungen entgegenbringt".

Unter solchen Umständen darf es keinen Missionsfreund Wunder nehmen, wenn die madagassischen Nachrichten uns immer mehr in ein chaotisches Durcheinanderwogen der verschiedenartigsten Elemente hineinblicken lassen und wir aus Madagaskar jetzt keine so herzerhebende Dinge mehr zu hören bekommen, wie in den Tagen der Christenverfolgung, da ein Häuflein Bekehrter flüchtig in Höhlen und Felsklüften sich verbarg, um den Bluthunden zu entgehen, ja, wenn es sein mußte, heldenmüthig Sklaverei, Kettenstrafe und selbst den Tod erduldete. Wer aber wollte jene Tage zurückwünschen? Es mögen liebliche Zeiten der ersten Liebe gewesen sein, wie wenn die mit Nebelmassen kämpfende Morgensonne siegreich über alle Hindernisse zu triumphiren scheint, während nachher doch der heiße Tag, die schwüle Gewitterluft, Donner, Sturm und Blitz sich einstellen, bis endlich das sanfte Friedenszeichen des Regenbogens als treuer Zeuge in den Wolken steht und die ganze Natur erleichtert aufathmen kann. Soviel ist gewiß, die madagassische Mission ist

über das Kindheitsstadium hinaus, es ist die Zeit der Schwüle und des Gewitters angebrochen, und das ist auch ein Fortschritt.

Es bleibt das Verdienst der norwegischen Brüder, daß sie uns gegenüber den etwas rosiger malenden Londoner Missionsberichten in diese wirkliche Sachlage tiefer hineinblicken lassen. Von hohem Werth ist uns deshalb auch eine von ihnen 1875 in Antananarivo gehaltene Konferenz, auf welcher der innere Zustand der madassischen Gemeinden eingehend besprochen wurde.

6. Eine Konferenz der norwegischen Missionare.

Wir vermögen nicht Raum zu schaffen für die eingehenden Verhandlungen, welche über die verschiedensten Punkte gepflogen wurden, heben aber aus ihrer Berathung über die 10. Frage: „Selbstversorgug der Gemeinde" Alles hervor, was ein Licht wirft auf die Kraft und Willigkeit der neugewonnenen Christen, zur Befriedigung ihrer geistlichen Bedürfnisse selbst beizutragen. Daran läßt sich doch der Grad ihres Wachsthums mit ziemlicher Sicherheit messen.

Dahle, der den Vorsitz führte, glaubte nicht, daß sich vorerst viel thun lasse, um die Gemeinden zu größerer Selbstthätigkeit zu wecken. Die Frage sei gestellt worden, einmal weil des Landsmanns Skrefsruds Berichte von seiner Wirksamkeit in Indien dazu Veranlassung gegeben haben, sodann weil man doch ernstlich zu erwägen habe, wie es die Gemeinden, die man jetzt in Madagaskar gründe, einmal halten werden, wenn die Zeit komme, da die Missionare sie nicht mehr leiten können. In Indien können die Eingebornen der Mission wesentliche Hilfe leisten, schon weil es dort viele Reiche gebe; in der Südsee werde dies durch die Fruchtbarkeit der Inseln erleichtert. Anders hier, wo das Volk im Ganzen arm sei, selbst solche, die für reiche gelten; dazu komme, daß namentlich das Innere der Insel wenig fruchtbar sei; leider müßte man beifügen, daß sich vorerst keine Opferwilligkeit zeige. Dennoch sei darauf hinzuarbeiten, die Gemeinden zu kleinen Beiträgen zu veranlassen und ihnen ein Gefühl von Verantwortlichkeit für kirchliche Angelegenheiten beizubringen. Die Engländer haben hier in Emerina seiner Zeit versucht, von den Gemeinden einigen Beistand zu Kirchenbauten und zur Bezahlung eingeborner Lehrer zu erlangen. Aber die Lehrer, welche die Gemeinden

unterhalten sollen, haben eben keinen Gehalt empfangen und mit dem Kirchenbau sei es nicht besser gegangen. Dann habe man auch die Gemeinden daran zu gewöhnen, daß sie die Begabteren in ihrer Mitte selbst ausfindig machen, und für ihre Ausbildung Sorge tragen. Und endlich haben sie auch ihrer Verantwortlichkeit in den schweren Fällen sich bewußt zu werden, da es sich um Ausschluß oder Wiederaufnahme von sündigenden Gliedern handle. Freilich eine fast aussichtslose Aufgabe unter den jetzigen Verhältnissen, da fast alle Glieder gleich unrein seien; dennoch könne auch die Forderung an die scheinbar Unschuldigen, den ersten Stein auf solche zu werfen, welche öffentliche Kirchenbuße zu thun haben, in ihnen das schlafende Gewissen wecken. Dem Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit dürfte namentlich durch regelmäßig abzuhaltende Gemeindeversammlungen aufgeholfen werden, wie die Londoner solche jeden Monat, außer größeren halbjährlichen, zu halten pflegen.

Dr. Borchgrewink ist überzeugt, daß der Gedanke, man müsse die Gemeinden in geistlichen wie in weltlichen Dingen mehr sich selbst überlassen, sobald man ihn durchführe, die Grundbestimmungen der Missionsgesellschaft vollständig umschaffen müßte. So sei allerdings unter Germanen und Skandinaviern missionirt worden: ohne sich viel um Einzelne zu bekümmern, habe man ganze Völker in äußerliche Kirchengemeinschaft gebracht; die Folge davon sei gewesen, daß sie Jahrhunderte lang zwar den Christennamen trugen, aber in Finsterniß verblieben. Es lasse sich ja fragen, ob es nicht Gottes Wille sei, daß die Völker in dieser Weise christianisirt werden. Etliche Gesellschaften, wie die Londoner, scheinen denselben Grundsatz zu befolgen, indem sie weniger Einzelne zu gewinnen suchen, als die Massen in eine gewisse äußerliche Gemeinschaft zu bringen, während ihr Einleben ins Christenthum einer zukünftigen Entwicklung vorbehalten bleibt. Unsere Gesellschaft arbeitet nach einem anderen Princip, sie sucht auf Einzelne zu wirken, bis sie fürs Christenthum gewonnen sind, und nimmt sie dann in die Kirche auf. Kinder werden nicht getauft ohne eine Garantie für ihre christliche Erziehung. Auf Einzelbekehrung hinzuwirken, bleibt der Grundgedanke unserer Wirksamkeit.

Freunde in der Heimat wunderten sich, daß wir in Madagaskar nichts zuwege bringen, das sich mit Skrefsruds Wirken unter den Santals vergleichen ließe. Skrefsrud mag sich im Principe den

Katholiken und Londonern anschließen, — in der norwegischen Mission könnte er nicht dienen, vielleicht kaum in der lutherischen Kirche. Geht hier nicht Alles wie in Indien, oder können wir nicht dieselben Resultate wie die Londoner aufweisen, so lege man das nicht uns zur Last, sondern werde sich erst klar bewußt, ob wir Massen, die keine christliche Erkenntniß haben, in die Kirche aufnehmen und alle kirchliche Ordnung, Zucht und Regierung der Zukunft überlassen dürfen. Man hat auch geklagt, wir ziehen die Gemeinden zur Theilnahme an ihrer Leitung nicht genugsam heran. Hier, wo das Volk ein so großes Gelüste hat, sich bemerklich zu machen und mit Glanz aufzutreten, wäre es ja nicht so schwer, einige Selbstregierung einzuführen; es fragt sich nur, ob es zum Gewinn für die Gemeinden ausschlüge? Auf der Entwicklungsstufe, auf welcher sie jetzt stehen, hieße das soviel als eine wichtige Angelegenheit in die unkundigen Hände von Unmündigen legen; nimmermehr würden sich damit die Gemeindeglieder zu ernsten Christen heranbilden lassen. Man hat die Verhältnisse dieses Landes, namentlich in England, gerne von der lichten Seite, die sie allerdings auch haben, dargestellt, darüber aber die dunkeln Punkte übersehen. Ehe das Christenthum in Madagaskar eingeführt wurde, gab es hier keine geheime Entbindung in Folge unehelicher Schwangerschaft. Seitdem es aber als Landesreligion gilt, wird der Ausschluß von der Gemeinde als eine Schande betrachtet, daher die Weiber im betreffenden Fall dafür sorgen, daß das Kind vor oder gleich nach der Geburt getödtet wird. Ehescheidungen, denen früher durchaus nichts unehrenhaftes anhieng, sind nun in den Gemeinden verboten, außer im Fall des Ehebruchs; wer heute sich zu scheiden wünscht, gewinnt also irgend jemand durch gute Bezahlung, daß er sein Ehegemahl verführe, und sorgt dafür, daß die Schuldigen von Zeugen überfallen werden. So kommen jetzt viele Scheidungen zu Stande. Früher war es eine Schande, wenn ein Mann von höherem Rang sich mit seinen Sklavinnen einließ; seit der Einführung des Christenthums ist es eine allgemeine Sitte, daß die Reichen ihre Sklavinnen zu Konkubinen haben, weil man die Sache leichter geheim halten und der Beschämung vor der Gemeinde entgehen kann. Also bleiben wir bei unserer Handlungsweise: niemand in die Gemeinde aufzunehmen, außer es lasse sich hoffen, er sei ein Christ. Stehen wir auch hierin allein, gegenüber den Katholiken wie den

Londonern, so finden wir doch die gleiche Praxis in anderen lutherischen Missionen.

Wünschenswerth wäre freilich, daß die Gemeinde sich am Bau von Kirchen und Schulen wesentlich betheiligte. Wollten wir aber jetzt schon darauf bestehen, so könnten wir ebensogut unsere Wirksamkeit im Lande einstellen. Sind doch wir auch nicht die einzigen, welche den Eingebornen zum Kirchenbau helfen. Hier in der Hauptstadt stehen mehrere große und stattliche Kirchen der Independenten, zu deren Aufführung ganz andere Summen aufgewandt wurden, als die, welche unsere Kirche kostete. Und doch wurden einige dieser Gedächtnißkirchen nach der Zeit erbaut, da man in England verkündigt hatte, die Londoner haben eine halbe Million Bekehrter auf der Insel. Nichtsdestoweniger haben sie auch nachher noch enorme Summen auf den Bau von Kirchen und Schulen verwendet, obgleich alle Reichen des Landes zu ihren Gemeinden gehören. Hier in der Hauptstadt haben wir nun unsere repräsentative Kirche (die nicht die Hälfte der für eine Gedächtnißkirche nöthigen Kosten erforderte), auf dem Lande aber begnügen wir uns mit sehr ärmlichen Gotteshäusern. Diese brauchen wir, weil wir durch Predigt und Unterricht wirken wollen, also Versammlungslokale haben müssen. Wären wir die einzigen, die in diesem Lande arbeiten, so könnten wir darauf bedacht sein, von Haus zu Haus zu gehen, um Gottes Wort unter das Volk zu bringen. Während aber wir uns damit begnügten, würden die andern Gesellschaften Kirchen und Schulen bauen und uns damit entbehrlich machen.

Billiger ist der Wunsch, daß die Eingebornen denn doch mehr zur Unterhaltung der Mission beisteuern sollten. Aber wir kennen alle den großen Eigennutz der Madagassen und wie gering sie den Gewinn anschlagen, welchen die Anwesenheit der Missionare dem Lande bringt. Auch die Besten unter ihnen sind nicht zufrieden, wenn sie von unserer Gegenwart keinen irdischen Vortheil ziehen. So dürfen wir also keine wesentliche Unterstützung für den Fortgang der Mission von ihnen erwarten. Eben ihre Gleichgültigkeit und Undankbarkeit, wie sie uns überall entgegentreten, fordern uns um so stärker auf, an des Herrn Wort zu denken: Geben ist seliger als Nehmen. Aber freilich arbeiten wir darauf hin, daß unsere Neubekehrten die Verpflichtung, für ihren Fortbestand als einer

Christengemeinde zu sorgen, lebendiger fühlen, bis auch sie die Wahrheit jenes Worts thatsächlich erfahren.

Dahle: In der Hauptstadt ist doch ein Anlauf gemacht worden, der Gemeinde zu dieser Erkenntniß zu helfen: man fordert ja Schulgeld, vorerst noch ein geringes (½ M. des Monats); und schon klagen etliche Großen, daß sie für den Unterricht ihrer Kinder so viel bezahlen müssen. Die Aerzte haben sich auch vereinigt, für ihre Arzneien Bezahlung zu fordern; hoffentlich setzen sie feste Taxen an. In jeder Weise sind die Leute anzuleiten, daß sie sich möglichst selbst helfen.

N. Nilsen erwartet noch lange hinaus keine Opferwilligkeit von den Gemeinden, hält aber monatliche Gemeindeversammlungen nach dem Vorbilde der Londoner für einen der nächstnöthigen Schritte.

Pedersen bezeugt bloß, wie wenig auf Unterstützung von Madagassen zu rechnen sei, während sie keine Gelegenheit vorbeilassen, von Europäern Geld zu erpressen.

Egenas: Würde die Skrefsrud'sche Weise, Massen in die Kirche aufzunehmen, uns zur Regel gemacht, so müßte ich den Dienst der Gesellschaft Gewissenshalber aufgeben. Wenn es bei ernst angelegten europäischen Völkern so lange Zeit brauchte, ehe das Christenthum die Massen wirklich durchdrang, wie viel länger müßte man in Madagaskar warten. Uebrigens hat auch ein Angloindier in der Times bei aller Anerkennung von Skrefsruds Wirken doch starke Zweifel über die vielen Bekehrungen von Santals geäußert, die während der Reisvertheilung in der Hungersnoth stattfanden. Hätte ich ebenso mit dem Kornmaß in der Hand gepredigt, so dürfte ich wohl auch die Bevölkerung von Menabe (30,000 Seelen) ohne Ausnahme haben taufen können. Weil dann gesagt worden ist, die Londoner suchen die Massen in die Kirche zu ziehen, möchte ich doch bemerken, daß so gewiß dies ihre Praxis ist, ihre Theorie ganz anders lautet. Nach ihren Vorschriften nämlich geht jeder Taufe eine zweimonatliche Vorbereitung voraus, sodann verfließt noch bis zum ersten Nachtmahl ein Zeitraum von 6 Monaten, während welcher Probezeiten Fleiß im Lernen und im Kirchenbesuch ausdrücklich verlangt wird. Weiter, heißt es, können Jahre hingehen, ehe die von der Gemeinde ausgeschlossenen wieder aufgenommen werden. Nun, sie haben schon lange im Lande gearbeitet,

woraus sich die Größe ihrer Gemeinde erklärt; wir aber fiengen erst vor wenig Jahren in Betsileo an und trafen dort nur Heidenthum; dennoch sind unsere kleinen Gemeinden und Filiale schon über einen großen Landstrich vertheilt. Freilich in jedem Ort sind nur 2—12 Getaufte, und daß von solchen Zahlen nicht viel Hilfe zu erwarten ist, leuchtet ein. Ich versuchte die Gewohnheit einzuführen, daß die Leute bei jedem Nachtmahl ein Scherflein opfern; sie giengen willig darauf ein, führten es aber nicht lange aus. Beim Ausschluß, sowie bei der Aufnahme von Gliedern, habe ich schon öfters die Gemeine zu Rath gezogen und ihre Mitwirkung ersprießlich gefunden. So habe ich einmal gefragt, ob der und jener Ausgeschlossene wieder aufzunehmen sei, und die Antwort erhalten: Wart noch! welche sich als die richtige erwiesen hat.

Dahle: Was die Theorie der Londoner betrifft, so ist anzuerkennen, daß bei ihnen wieder ein Umschlag nach der strengeren Richtung eingetreten ist. Ehe die Massen sich zur Kirche drängten, befolgten sie strengere Grundsätze; dann als alles herbeiströmte und die Katholiken die Gelegenheit benützten, im trüben Wasser zu fischen, schienen die Londoner darauf bedacht, so viele als möglich in die Gemeinde aufzunehmen, um die rohe Masse später mit Muße zu bilden. Sie haben seither ihre große Liberalität bitter bereut, denn jetzt vermögen sie nicht mehr dem Strom zu widerstehen. Es geht nun sicherlich, wie es geht, ganz gegen den Willen der Ernsteren unter ihnen. — Gewiß werden Gemeindeversammlungen ein willkommener Fortschritt sein, nur dürfen sie nicht so lärmend werden, wie bei den Londonern. Die christliche Armenpflege sollte ihnen zuerst zugeschoben werden; wenn man nämlich die christliche Bruderliebe in Anspruch nimmt, wird klar an den Tag kommen, wie viel davon hiezuland sich vorfindet.

Engh: Man verliere ja nicht die endliche „Selbstversorgung" außer Sicht, aber vorerst lasse man unsere Missionsarbeit vor sich gehen, ohne Rücksicht auf die Willigkeit oder Fähigkeit der Eingebornen uns Beistand zu leisten. Borchgrevink's Schilderung der madagassischen Verhältnisse ist vollständig, doch läßt sich noch ein Nachtrag liefern, durch Vergleichung dessen, was Indier und Madagassen für den heidnischen Götzendienst thun. Jene sind an große Opfer gewöhnt und beschaffen kostbare Götzenbilder für das Gemeindebedürfniß wie für den Hausgebrauch. Empfangen sie dann,

wie es bei den Santals geschah, einen kräftigen Eindruck vom Christenthum, so fällt es ihnen leichter, für Gottes Reich etwas Erkleckliches zu geben. Was war's denn aber, das ein Madagasse je für seine Götter opferte? Vielleicht kaufte er ein Huhn um 10—15 Pf., dann aß er alles Fleisch und opferte seinen Göttern die Beinlein oder die Eingeweide: mit dem, was er sonst weggeworfen hätte, suchte er noch Gottes Gunst zu erwerben. Wird er nun in die Gemeinde aufgenommen, so bringt er dieselbe Engherzigkeit und Kleinlichkeit in das neue Verhältniß mit. Noch sucht man vergebens unter Madagassen den opferwilligen Sinn, der von Christi Liebe sich gedrungen fühlte, etwas für Ihn zu thun. Und auf die Freigebigkeit, zu welcher die Londoner sie vermocht haben, ist nicht viel zu halten. Die Beitragsliste wird nämlich dort erst einem der größten Herren im Lande zugeschickt, der sich mit einer bedeutenderen Summe unterzeichnet. Nun geht sie weiter an die Reichen, die sich auch Schande halber verhältnißmäßig liberal zeigen müssen, weil die Liste dem Regierungsmann wieder vor die Augen kommt, von dem sie ausgegangen ist.

Betreffend die Massenbekehrungen, will ich doch einen Vorfall erwähnen, der zeigt, wie es hiezuland damit gehalten wurde. Am Weihnachtstag 1865 traten zwei der vornehmsten Männer des Landes in der Independentenkirche auf und begehrten die Taufe. Alsbald wurde ihr Wunsch erfüllt. Wie nun ihre Sklaven und Angehörigen das sahen, folgten sie ihrer Herren Beispiel und drängten sich vor, die Taufe zu empfangen. Als der Missionar, welcher den Gottesdienst leitete, (von den eingebornen Predigern?) gefragt wurde, wie mit diesen zu verfahren sei, gab er die Antwort: nur zugetauft (dip away), so daß an diesem Tage 335 Seelen die Taufe empfiengen. Nun habe ich zuverlässigen Nachweis, daß von diesen 335 Getauften jetzt höchstens noch 30 Gemeindeglieder sind. Uebrigens haben die andern Londoner Missionare solches Vorgehen ihres Mitarbeiters so wenig gebilligt, daß gerade auf diesen Anlaß hin jene Taufinstruktion ausgearbeitet wurde, welche für Taufe und erste Kommunion eine Vorbereitungszeit festsetzt. Diese Bestimmungen galten bis zum März 1868, da die Regierung zum Christenthum übertrat; die Massentaufen begannen sofort von neuem. Selbstverständlich fragt sichs, ob dieselben jetzt

ähnliche Früchte hinterlassen haben, wie die Taufen des Christtags 1865.

Hätten die Grundsätze der Gesellschaft und meine Ueberzeugung es zugelassen, so hätte ich in dieser Weise die 15—18,000 Seelen des Distrikts Betafo ohne Mühe taufen können. — Damit will ich aber nichts gegen Skrefsruds Mission gesagt habe; er ist ein Mann, den ich persönlich kenne und der meine höchste Achtung hat.

Wie Egenäs, habe auch ich Versuche gemacht, über die Fähigkeit und Willigkeit der Christen sich selbst zu helfen, in's Klare zu kommen; meine Resultate sind dieselben. Allerdings hat man in meinen Filialen Versammlungshäuser erbaut, wozu ich nur wenig (2—3 Dollar für jedes) beizusteuern hatte; aber was in dieser Richtung erreicht wurde, geschah auf Regierungsbefehl. Im letzten Jahr sollte ich das Versammlungshaus neu decken, rief also die Gemeinde zusammen; sie brachte es aber nicht weiter, als für etwa 1 Dollar Gras zu beschaffen, und als das Decken begann, gieng es noch elender. — Gewiß ist es eine sehr wichtige Sache, die Gemeinde für das Leben ihrer Glieder verantwortlich zu machen. Seit ich die Communion bei ihnen einführte, habe ich es ihnen ans Gewissen gelegt, wer von einem wisse, daß er ein unchristliches Leben führe, müsse es mir sagen, sonst haben sie es zu verantworten, wenn das Heilige vor Hunde geworfen werde. Ich habe 3—4 der zuverläßigsten Personen dazu aufgefordert, über das Leben der Gemeinde Aufsicht zu führen. Ebenso bat ich, wenn ich Taufkandidaten im Unterricht hatte oder wenn es sich um Aufnahme von neuen Gliedern handelte, die Gemeinde um alle Aufschlüsse, die sie über das Leben des Betreffenden zu geben vermöchten.

Stueland: In der nächsten Zukunft ist wenig Aussicht, die Gemeinden zum Geben von Beiträgen zu veranlassen, da die Madagassen es als eine uns erwiesene Wohlthat betrachten, daß wir Erlaubniß erhalten, im Lande zu wohnen. Die Gemeinden zu größerer Selbstthätigkeit anzuspornen, ist ein Gut, dem wir nachtrachten sollen; ihnen freie Hand zu lassen, geht aber nicht an, solange sie sich noch auf einem so niedern Standpunkt befinden.

Rosaas: Man schlägt die Bevölkerung der Insel auf 4 bis 5 Millionen an, wie viele von diesen mögen wohl Christen sein? (Borchgrevink bemerkt: Vor einigen Jahren behaupteten die Londoner, sie haben ½ Mill. Bekehrte, die unter ihrem Einfluß stehen;

vor 3 Jahren minderte sich diese Zahl auf 300,000; jetzt hat Dr. Mullens die Zahl derer, die sich ihren Gemeinden angeschlossen haben, auf 60,000 geschätzt, von welchen man zu etwa 20,000 Zutrauen haben könne.) Wie die Zustände unter den Namenchristen derzeit sind, hat man leider Grund genug zu zweifeln, ob unter den 20,000 viele ernste Christen sich befinden. Denn außer dem offenbaren Heidenthum, das wir hier zu bekämpfen haben, gibt es noch ein anderes, das unter christlichem Namen läuft, und zwar bei Londonern, Katholiken wie in unsern Gemeinden. Letztere sind noch klein und manche ihrer Glieder so schwach, daß man zu Zeiten kaum hoffen kann, sie werden von Gottes Geist geführt. Warum aber nimmt der Missionar auch solche als Glieder auf, in welche er kein volles Vertrauen setzt? Darauf möchte ich antworten, daß in dem spätern Leben eines Christen sich Schattenseiten herausstellen, von denen weder der Missionar noch auch der Betreffende selbst zur Zeit seiner Aufnahme etwas wissen konnte; ich erinnere nur an die Zustände in den urchristlichen Gemeinden. Selbstverständlich können wir von solchen keine Unterstützung erwarten. Vergleichen wir doch unsere Kirchenglieder, etwa 300 an der Zahl, mit einer eben so großen Gemeinde in der Heimat! Würde eine solche viel ausrichten, Kirche und Schule bauen und den Pastor besolden? Man weiß ja, wie gering die Opferwilligkeit auch zu Hause an vielen Orten ist, wie vielfach das Gesetz zwingend eintreten muß. Die Madagassen aber bringen ihr ganzes Leben in Sklaverei zu, was anders ist von ihnen zu erwarten als ein Sklavensinn, der nichts thun will, wozu er nicht genöthigt wird? Nun stehen die Londoner zur Landesregierung in einem Verhältniß, das es ihnen möglich macht, auch wo es sich um Beiträge handelt, wenigstens eine indirekte Macht auszuüben. Wir haben nie eine ähnliche Stellung eingenommen, obwohl wir ja dankbar anerkennen, daß die Regierung sehr günstig gegen uns gestimmt ist; immerhin wird es den Leuten schwer, sich an uns anzuschließen, so lange Begünstigtere und Angesehenere neben uns stehen. Das Zwangsystem, das hier durchgeführt ist, übt natürlich seinen Einfluß auf alle Verhältnisse. Gilt's ein Versammlungshaus aufzuführen, so muß das mit Kabars (Sprechtagen) und Zwang geschehen oder es geht nicht.

Dabei vergesse man doch nicht, daß unsere Gemeinden noch sehr jung sind. Sie bestehen kaum seit 7—8 Jahren und lassen sich

mit denen der Londoner, die nun 60 Jahre arbeiten, nicht vergleichen; geht es bei diesen ärmlich zu mit Beiträgen, was kann man von unsern jungen Gemeinden erwarten, die unter ihren 600 Gliedern leider wenige aufrichtige Christen zählen. Wollten wir diese mit allen solchen zusammenreihen, die auch nur einen flüchtigen Eindruck von der Wahrheit empfangen haben, und so das Ganze als eine christliche Gemeinde betrachten, so könnten wir auch Berichte heimsenden, welche einen begeisternden Eindruck machen; doch hieße das nur, den Leuten Sand in die Augen werfen. Sie sollen freilich Früchte unserer Arbeit zu sehen bekommen, aber nicht Zahlen, sondern wirklich erlöste Seelen. Uebrigens fahren wir fort, die Gemeinden in allerlei Weise zu größerer Selbstthätigkeit anzuspornen!

Borchgrevink verwahrt sich noch, daß er niemand tadeln wollte, der in seiner Missionsthätigkeit andere Prinzipien verfolgte als er selbst; im Gegentheile werde es wohl da und dort Persönlichkeiten geben, die vom Herrn die Gabe, Massen hinzureißen, empfangen haben. Fahren wir indessen fort, gemäß der nachapostolischen Bekehrungsmethode Einzelne heranzuziehen, in der festen Hoffnung, daß die Massen nachrücken werden.

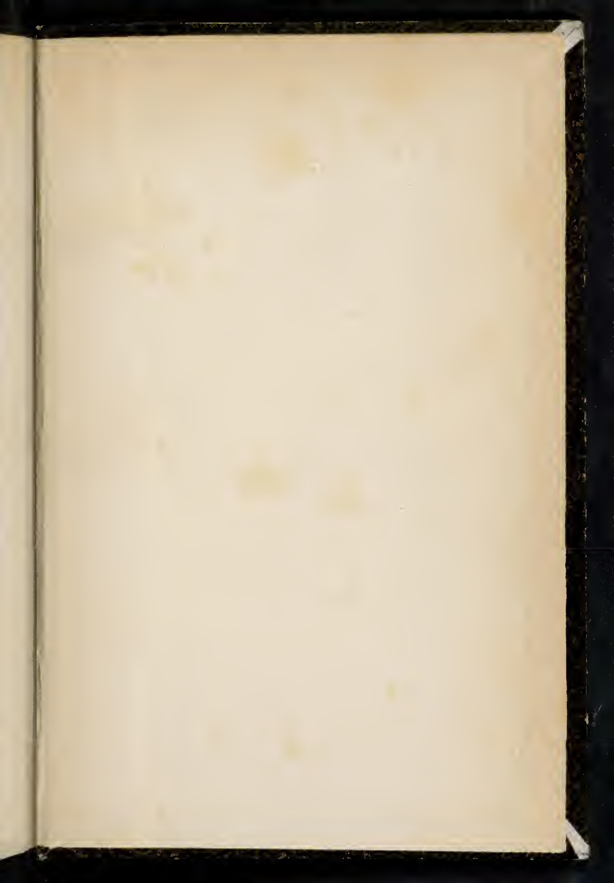
Dahle: Nähme man die Massen ohne hinreichenden Unterricht auf, so würde wohl eher eine Satanssynagoge zusammengebracht als eine Gemeinde des Herrn. Können wir aber auch Massentaufen nicht billigen, so sind wir doch alle darin einig, daß Massenschulen ein wünschenswerthes Gut sind. Wie schön, wenn wir unsere ganzen Missionsdistrikte mit einem Schulnetz umspannen könnten! Da würden die Nichtchristen eine Unterweisung erhalten, welche für die Verkündigung des Evangeliums einen guten Grund legte. Das Gebot der Königin lautet: „Das Volk soll lernen", und wir dürfen das im weitesten Sinn benützen, auch wo sich keine ordentlichen Schulen errichten lassen. Mit Einpflanzung christlicher Wahrheiten in die heidnische Jugend thun wir schon einen guten Griff in das künftige Geschlecht. Dazu dürfte auch die Einführung christlicher Texte zu den Volksmelodien dienen; es erfordert Vorsicht, denn die Volkslieder sind schmutzig bis ins Mark; würden aber die Melodien erneut, so möchten sie den vom Auslande eingeführten vorzuziehen sein. — Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß wir mit der Zeit den Gemeinden ein stärkeres Pflichtgefühl beibringen und

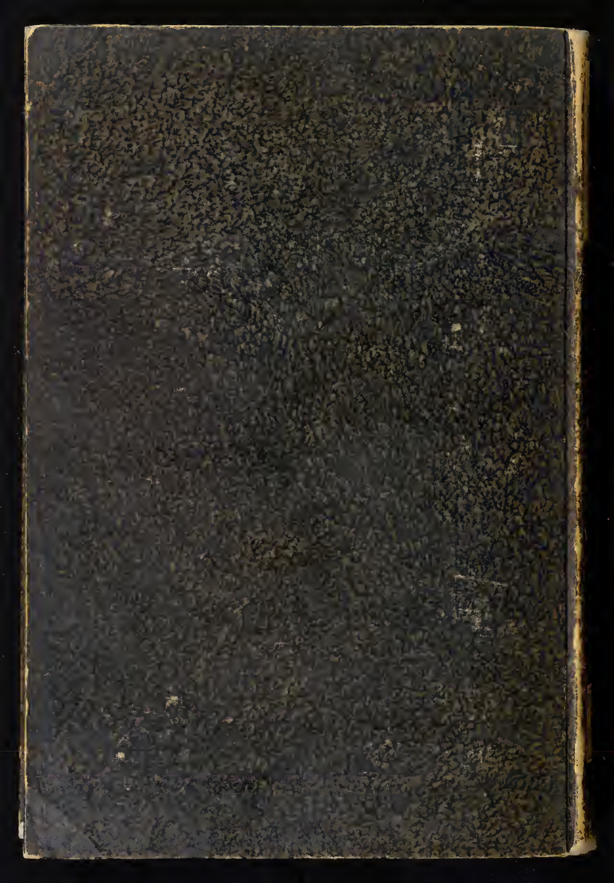
sie zu größerer Thätigkeit anfeuern können; wir müssen das schon um der heimatlichen Gemeinde willen thun, die uns darin einer Versäumniß anklagt. Vorerst ist aber darin wenig auszurichten; man hat es mit einem Volk zu thun, das einen immer zu dem Ausruf reizt: Warum auch denen helfen, die sich nicht selbst helfen wollen?! Diesen Nationalfehler zu bekämpfen, da Jeder nur dem Andern aufladen und selbst nichts anrühren will, erfordert neue Kraft; nicht größere Strenge, sondern geschicktere Handhabung von Gottes Wort in aller Lindigkeit und Vorsicht. Führen wir zunächst die Gemeindeversammlungen ein und setzen ihnen ihren Beruf auseinander, wie der Leib Jesu seine eigene Pflege übernehmen müsse. Man zeige auch aus der Kirchen- und Missionsgeschichte, welche Opfer christliche Gemeinden schon gebracht haben und bringen; wollen sie dem Heiland ähnlich werden, so mögen sie ihren Glauben durch Liebeswerke beweisen. Nur daß immer von innen nach außen gewirkt werde, nicht umgekehrt!

Missionszeitung.

Japan.

Eine japanische Zeitung schreibt: „Das Ministerium für Religionssachen hat eine Bekanntmachung erlassen, in welcher verboten ist, Götzen- und buddhistische Heiligenbilder von einer Provinz in die andere herumzutragen und zur Schau zu stellen. Wir freuen uns hierüber, denn die Götzenanbetung ist eine barbarische Sitte, zumal wenn dieselbe dazu mißbraucht wird Geld zu machen. Wir werden froh sein, wenn dieser Erlaß der verderblichen Unsitte ein Ende macht, und wir hoffen, daß nachdem die abergläubischen Vorstellungen unsrer Brüder einen solchen Stoß erlitten haben, sie bald bis zur Anbetung eines einzigen Gottes vorschreiten werden. Die Thatsache, daß jene Götzenprocessionen den Zweck haben, unwissende Leute zu betrügen und den Fortschritt der Aufklärung zu hindern, ist in allen Zeitungen bereits so oft und so gründlich besprochen worden, daß wir nichts Neues mehr darüber sagen können. Wie viel Anerkennung sind wir der Regierung dafür schuldig, daß sie der öffentlichen Meinung nachgegeben und diesem Unwesen ein Ziel gesetzt hat. Aber wir hoffen auch





Licht und Schatten in der madagassischen Mission.

(Von Dr. H. Gundert.)

Da schon ein ganzes Jahr verflossen ist, seitdem wir nicht mehr über Madagaskar berichtet haben, so ist es an der Zeit, daß wir unseren Lesern wieder einmal einen Einblick in die eigenthümlichen Zustände dieses vielgenannten, aber wenig verstandenen Missionsgebietes verschaffen. Wir beginnen unsere diesmalige Rundschau mit

1. Ikongo.

Oestlich von der großen Provinz Betsileo ist ein Landstrich gelegen, welchen man wegen seiner fast unangetasteten Wildniß den großen Wald nennt und der einen Theil des Gürtels bildet, welcher sich in der Richtung von Norden nach Süden zwischen dem centralen Hochland auf der einen und der östlichen Küstenebene auf der andern Seite dahinzieht. Der nördliche Theil dieser Waldregion ist von einem eigenen Völkchen, den Tanala, bewohnt, welche zwar einen eigenen König oder Königin haben, aber doch der Howa-Regierung unterworfen sind. Den Süden dagegen besitzt ein kriegerischer, bisher noch ganz unabhängiger Stamm, die Ikongo. Schon vor vier Jahren erhielten die Londoner Missionare in der Hauptstadt des Betsileo-Landes (Fianarantsoa) eine Einladung, hier einen Besuch zu machen, aber erst im Oktober 1874 wurde es Miss. Shaw möglich diesem Rufe zu folgen. Seine Reise hatte den Erfolg, daß seit seiner Rückkehr mit Erlaubniß des Königs Ratsiandraofana von Ikongo, zwei eingeborne Lehrer speciell für diesen Stamm ausgebildet wurden. Im Juni 1875 sollten sie auf ihr neues Arbeitsfeld eingeführt werden. Da die Ikongo großes Mißtrauen gegen alle